

## Sturm.

Lang schon lag auf der Lauer,  
Leise laufend,  
Heimlicher Sturm.  
Plötzlich näher und näher brausend  
Ueberfällt er die Welt.

Frühlingsdäuer  
Bringt er dem atemischöpfenden Land.  
Sturm!

Was in verzehrender Sehnsucht harrte,  
Schier begraben in schweigender Qual,  
Was die luftspiegelnde Hoffnung narrete,  
Hebt die Häupter mit einemmal.

Januar 1908.

Aus der lähmend erzwungenen Stille  
Endlich laut gebrochenem Bann  
Schwillt des Lebens erlösender Wille  
Wieder höher und höher an.

Denn nur Hörige dulden gelassen,  
Was des Rechtes Würde verhöhnt,  
Freiheitliebende Menschen hassen,  
Was die Unbill mit Unbill krönt.

Seht, ein Sturm ist langsam gekommen,  
Feuer bläht er gewaltig ins Horn,  
Wer hinhorchte, hat längst ihn vernommen —  
Länder reinigt sein herrlicher Zorn.

Karl Henckell.

(Nachdruck verboten.)

## Schilf und Schlamm.

13]

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Der alte Bagabund betrachtete sich nunmehr als den geschicktesten Mann des ganzen Abuferasees. Die Gemeinschaft der Fischer von Palmar mußte einer alten Gewohnheit zufolge für jede Otter, die man ihr vorlegte, einen Duro zahlen. Der Alte erhob seinen Preis, blieb aber dabei nicht stehen. Das Tier war ein Schatz; er zeigte es den Leuten am Hafen von Catarroja und am Hafen von Silla, ja, er ging bis nach Sueca und Cullera, sodas er förmlich einen Triumphzug um den See veranstaltete.

Überall wurde er hingeführt, und es gab keine Schänke, wo man ihn nicht mit offenen Armen empfing.

„Kommt doch herein, Onkel Sangonera, zeigt uns das schöne Tier, das Ihr erlegt habt.“

Dann holte der Bagabund, nachdem er sich die Kehle mit zahlreichen kleinen Gläschen befeuchtet, liebevoll unter seinem Mantel den weislichen, stinkenden Körper des armen Tieres hervor, ließ seine Haut bewundern und gestattete, daß man ihm mit der Hand über den Rücken fuhr — aber vorsichtig bitte — um sich von dem feinen Fell zu überzeugen.

Wie hatte der kleine Sangonera, seit er zur Welt gekommen, so zärtlich in den Armen seines Vaters gelegen, wie dieses schmutzige Tier. Doch die Tage vergingen, und die Leute bekamen schließlich von der Otter genug. Niemand gab mehr etwas aus, um sie zu sehen, nicht einmal ein armseliges Glas Schnaps, und bald wollte sogar niemand mehr in eine Schänke treten, bevor sie Sangonera nicht verlassen hatte, denn er vergiftete alle Welt mit dem unter seinem Mantel hervordringenden Geruch.

Bevor er sich endgültig des Tieres entledigte, zog er noch einmal Nutzen daraus, indem er es in Valencia einem Naturforscher verkaufte, der es sezieren wollte. Dann erzählte er jedermann von seinem neuen Beruf; er würde jetzt Otternjäger werden.

Nun legte er sich mit dem Eifer eines Menschen, der dem Glücke nachjagt, auf die Suche nach einem zweiten Tier.

Der von der Gemeinde erhaltene Preis, die Woche beständigen, unentgeltlichen Rausches, und dazu der wahrhaft königliche Empfang, den man ihm überall hatte zuteil werden lassen, gingen ihm nicht aus dem Sinn. Indessen wollte sich die zweite Otter nicht fangen lassen. Manchmal glaubte er sie in den entlegensten Stellen des Sees zu bemerken, doch sie versteckte sich sofort, als hätten sich alle Verwandten der ersten die Nachricht von dem neuen Beruf Sangoneras mitgeteilt.

In seiner Verzweiflung fing er an, auf Rechnung der neuen Otter zu trinken, die er fangen sollte, und das war ihm mehr als einmal passiert, bis ihn einige Fischer eines Nachts tot im Kanal fanden. Er war in dem Schlamm ausgeglitten und hatte in seinem Rausch nicht mehr herausgefunden. Er blieb im Wasser und lauerte nun für ewig auf seine Otter.

Der Tod von Sangoneras Vater hatte zur Folge, daß dieser sich endgültig im Hause des Pfarrers einmischte und gar nicht mehr in seine Hütte zurückkehrte. Die Wifare folgten sich in Palmar, denn es war ein Dorf für Strafvergebung, und alle flohen, sobald es ihnen möglich, diesem erbärmlichen Ort.

Sämtliche Geistliche nahmen, wenn sie von der Kirche Besitz ergriffen, auch Sangonera, wie ein zum Gottesdienst unbedingt notwendiges Requisite, an. In der Gegend war er allein imstande, die Messe zu bedienen. Wenn er so bedachte, daß er der einzige war, der nicht mit der Ruderstange arbeitete und nicht die Nacht auf dem Abuferasee verbrachte, so empfand er einen ungeheuren Stolz und betrachtete die anderen mit tiefer Verachtung.

Sonntags bei Tagesanbruch eröffnete er, mit hocherhobenem Kreuz, beim Rosenkranzgebet den Zug. Männer, Frauen und Kinder zogen singend in zwei breiten Reihen mit langsamen Schritten durch die einzige Straße des Dorfes und gingen um jedes Dorf herum, um die Zeremonie zu verlängern. In dem verschwommenen Lichte des Tages, der zu

grauen begann, glänzten die Kanäle wie dunkle Stahlspitzen; die kleinen Wolken, die über dem Meer flatterten, färbten sich rot; aus den Kaninchengehägen erhob sich die Sperlinge in Scharen und antworteten mit ihrem leisen, fröhlichen Geviepe vergnügter Vagabunden, die mit dem Leben und der Freiheit recht zufrieden waren, auf den traurigen und schwermütigen Gesang der Gläubigen.

„Erwache, Christ,“ sang die Rosenkranzprozession mitten auf dem Platz, und dieser herzliche Anruf trieb alle Bewohner heraus, die sich dem Zuge nun anschlossen. In den leeren Häusern bellten die Hunde, und die Fahne, die den traurigen Gesang mit dem lauten Klange ihres Riketik begleiteten, begrüßte das aufgehende Licht und die Freude eines neuen beginnenden Tages.

Tonet betrachtete, wenn er in der Rosenkranzprozession mitwanderte, mit wütenden Blicken seinen früheren Kameraden, der allen voran, wie ein General, an der Spitze marschierte und das Kreuz wie eine Fahne trug.

„Ach, der Gallunke, der hatte sich sein Leben nach seinem Geschmade einzurichten verstanden.“

Er blieb während dieser Zeit unter der Oberherrschaft seines Vaters, der jeden Tag strenger und weniger mitteilhaft wurde; er war ja im Grunde ein guter Mann, verlangte aber die Liebe zur Arbeit bei den Seinen bis zur Grausamkeit. Die Zeiten waren schlecht. Die Aecker von Saler ergaben nicht zwei gute Ernten hintereinander, und der Wucherer, zu dem der Onkel Toni seine Zuflucht genommen hatte, verschlang den besten Teil seiner Einkünfte. Auch beim Fischzug hatten die Palomas kein Glück, stets waren ihnen bei der Auslösung im Gemeindehause die schlechtesten Plätze des Sees zugefallen. Außerdem zehrte sich die Mutter langsam auf, das Leben erlosch bei ihr nach und nach, ohne daß ihre Krankheit ein anderes Symptom zeigte, als das unnatürliche Feuer ihrer fiebergänzenden Augen.

Das Leben war traurig für Tonet. Er fehrte Palmar nicht mehr mit seinen tollen Streichen von oberst zu unterst, die Nachbarinnen küßten ihn nicht mehr und sagten, er wäre das schönste Kind im Dorfe. Heut war er ein Mann. Er galt kaum noch mehr als die Borda, und bei dem geringsten Widerspruch erhob sich die schwere Hand des Onkels Toni drohend über seinem Haupte, während der Onkel Paloma mit unangenehmem Lachen erklärte, so zwingt man die Leute, gerade zu gehen.

Als die Frau starb, schien die alte Zuneigung des Großvaters für seinen Sohn aufs neue zu erwachen. Der Onkel Paloma betrauerte das Hinscheiden dieses gefügigen Geschöpfes, das geduldig und stillschweigend all seine Marotten ertrug; er fühlte eine gewisse Leere in seinem Leben eingetreten, und so schloß er sich wieder an seinen Sohn an, der zwar seinem Willen wenig gehorchte, es aber doch niemals wagte, ihm offen ins Gesicht zu widersprechen.

Sie fischten wieder wie früher, gingen auch manchmal zusammen in die Schenke, während die arme Borda in der Hütte blieb und mit der frühreifen Tüchtigkeit der unglücklichen Geschöpfe die Wirtschaft besorgte.

Neleta gehörte gleichsam auch mit zur Familie. Ihre Mutter konnte jetzt nicht mehr nach Valencia auf den Markt gehen; die Feuchtigkeit des Abuferasees schien sich in ihre Knochen eingeschlichen und ihren ganzen Körper gelähmt zu haben. Die arme Frau hockte, ohne sich rühren zu können, in ihrer Hütte, jammerte bei jeder Verschlimmerung ihrer rheumatischen Schmerzen und schrie wie eine Verdammte, ohne auch nur einen Augenblick die geringste Erleichterung zu verspüren. Ihre Genossinnen vom Markt schenkten ihr aus Mitleid ein paar Fische aus ihren Körben, und wenn die Kleine in ihrer Hütte Hunger hatte, so lief sie sofort zu Tonet und half der Borda bei ihren Beschäftigungen mit der ganzen Autorität eines weit älteren Mädchens. Der Onkel Toni nahm sie sehr freundlich auf. Sein Großmut ließ ihn allen Armen und Bedrückten zu Hilfe kommen, denn als tapferer Kämpfer, der beständig mit dem Elend rang, wußte er die Not anderer zu würdigen. Neleta aß in der Hütte ihres Bräutigams. Sie suchte hier das tägliche Brot, und ihre Beziehungen zu Toni nahmen weit mehr einen brüderlichen, als einen verliebten Charakter an.

Der junge Mann kümmerte sich kaum um seine Braut. Er war ihrer sicher. Wen hätte sie denn sonst noch lieben können? Hatte sie das Recht, an einen anderen zu denken, da doch das ganze Dorf sie als verlobt anerkannte? Ueber den Besitz Neletas durchaus beruhigt, die im Elend wie eine feltene Blume aufwuchs, und deren Schönheit zu der körper-

lichen Dürftigkeit der anderen Mädchen in Palmar einen schroffen Gegensatz bildete, war nicht sehr galant zu ihr und behandelte sie so ziemlich, als wenn sie verheiratet wären. Oft vergingen ganze Wochen, ohne daß er das Wort an sie richtete.

Er hatte andere Reigungen im Kopf, dieser junge Mensch, der für den schönsten Burschen in Palmar galt. Er war sehr stolz auf seinen Ruhm als tapferer Bursch unter seinen ehemaligen Spielkameraden, die jetzt Männer waren wie er. Er hatte sich nach und nach mit allen geschlagen und war stets der Stärkste gewesen. Mit der Ruderstange in der Hand hatte er mehrere niedergeschlagen, und eines Abends war er sogar, wie man erzählte, mit dem Dreizack bewaffnet, einem Schiffer aus Catarroja nachgelaufen, der im Rufe eines fürchterlichen Raufbolds stand. Der Vater schnitt eine Grimmasse, als er diese Abenteuer erfuhr, aber der Großvater lachte und versöhnte sich sofort wieder mit seinem Enkel. Am meisten aber begeisterte sich der Onkel Paloma dafür, daß der Bursche sogar eines Tages den Feldhütern der Dehesa entgegengetreten war und ihnen vor der Nase weg ein Kaninchen stibizt hatte, das er eben erlegt. Er war ein Arbeiter, aber es war doch sein Fleisch und Blut.

Dieser junge Mensch, der noch nicht sein achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte, und von dem man schon so viel im Dorfe sprach, hatte einen Lieblingsort, den er sofort aufsuchte, wenn die Barke seines Vaters und die seines Großvaters in den Kanal eingelaufen waren.

Das war die Schenke Canamels, ein ganz neues Wirtshaus, von dem man viel in der ganzen Abuferagegend sprach.

Es war ein hübsches Haus, ein Gebäude, das unter den Strohhütten mit seinen blauangestrichenen Mauerwänden, seinem Ziegeldach und seinen beiden Türen, von denen die eine auf die einzige Straße des Dorfes, die andere auf den Kanal hinausging, einen ganz prächtigen Eindruck machte. Der Raum zwischen den beiden Türen wimmelte stets von Reispflanzern oder Fischern, die am Schentisch stehend, tranken und wie verückt die beiden Reihen roter Tönchen anstarrten. Oder sie saßen auch auf Strohschemeln vor den Fichtenholztischen, wo sie endlose Partien Briske oder Truque spielten.

Der Luxus dieser Schenke erfüllte alle Mitglieder der Gemeinde mit hohem Stolz. Die Wände waren bis zur Höhe der Köpfe mit Porzellankacheln bedeckt, darauf waren phantastische Landschaften in grünen oder blauen Farben gemalt — mit Pferden, die so groß wie Ratten, und Bäumen, die kleiner als die Menschen waren. Von den Waken hingen Kränze von Zwiebeln und Würsten, geflochtene Strohschuhe und dicke Rollen gelber Taaue herab, deren man sich auf den großen Barken bediente.

Alle bewunderten Canamel. „Was dieser dicke Mensch für Geld hatte.“ Er war Polizist in Cuba und Karabinier in Spanien gewesen. Dann hatte er lange Zeit in Algier gelebt; er hatte alle Berufe betrieben und wußte so viel, daß er nach dem Ausbruch des Onkels Paloma während des Schlafes die Orte erkannte, wo die Pesetas versteckt waren, und am nächsten Tage hinlief, um sie aufzuheben.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr Polizeirat.

Von Lothar Schmidt.

Der Herr Polizeirat hat das Dezernat für Erteilung von Schankkonzessionen im Gastwirtsbetriebe, er befürwortet oder beanstandet die Gesuche der Restaurateure um Genehmigung von Tanzvergünstigungen, er hat Strafmandate zu bearbeiten, die er nur so hageln läßt, wenn die Lokale nicht rechtzeitig geschlossen werden und wenn nach abgelaufener Frist noch musiziert und getrunken wird, usw. usw. Kurz, der Herr Polizeirat ist in seinem Ressort ein Gewaltiger: das Wohl und Wehe vieler großen und kleinen Gastwirte hängt ab von seiner Laune.

Fritz Kabulle, Pächter eines Vergnügungsetablissemments in der Vorstadt, hat schon manchmal heimlich und manchmal auch laut dem Polizeirat geflücht und hat ihm schon oft einen sanften Tod oder mindestens einen Beinbruch gewünscht. Denn wie sehr auch ein Restaurateur bemüht sein möge, nicht zu verstoßen gegen die unzähligen stachlichten Paragraphen, die sein Gewerbe bedrohen, so ist es doch unvermeidlich, daß hin und wieder gefehlt wird gegen den Buchstaben des Gesetzes. Der Buchstabe des Gesetzes nämlich, er kann gedreht und gebedeutelt werden, sehr wohlwollend oder sehr gehässig, da oben von den Herren am grünen Tisch, je nachdem. Zum Beispiel: Es steht klipp und klar in der gedruckten und mit dem Amtssiegel würdig versehenen Konzessionsurkunde des Restaurateurs Kabulle, daß er an Wochentagen in allen für den öffentlichen Verkehr seines Lokals bestimmten Räumen um

ein Uhr nachts seinen Gästen nichts mehr verabreichen dürfe, sondern Feierabend zu gebieten habe. Gut! Nun geht aber ein Schutzmännchen am Hause vorbei und sieht um ein Uhr fünf Minuten noch Licht und Gäste drinnen. Was ein anständiger Schutzmännchen ist, ein solcher Schutzmännchen geht überhaupt nicht um diese kritische Zeit an einem Lokal seines Reviers vorbei, sondern er sitzt drinnen in einer verborgenen Ecke und trinkt sein Freibier. Geseht aber, er passiert gegen allen Brauch um die bewußte Stunde die Stätte des Verbrechens, so ist es immer noch denkbar, daß er nicht sieht, was Polizeiwidriges vorgeht, oder daß er zufällig nicht auf die Uhr blickt, oder endlich, daß er sehend ein Auge zudrückt oder zwei. Der Schutzmännchen weiß nämlich ganz genau, was er sehen oder nicht sehen darf, und ob eine Anzeige da oben in diesem besonderen Falle erwünscht und in jenem Falle unerwünscht ist. Im übrigen ist er schließlich auch nur ein Mensch und hat Sympathien oder Antipathien, je nachdem. Der Buchstabe des Gesetzes freilich, der bleibt derselbe, doch die behördliche Deutung — ja, da eben liegt der Hase im Pfeffer. Ist ein Birt gut angeschrieben beim Polizeirat, dann schläft wohlwollend das Auge des Gesetzes; ist er aber schlecht angeschrieben, dann wacht es arglistigen Blicks.

Frei Kabulle nun ist sehr schlecht angeschrieben beim Herrn Polizeirat. Das kommt daher, weil er den bösen Sozialdemokraten einmal seinen großen Saal gegeben hat zu einer politischen Versammlung, trotzdem er halbamtlich und vertraulich davor gewarnt worden war. Sein Duzbruder, der Kommissarius, war gekommen und hatte gesagt: „Lieber Freund, verbieten können wir Dir's zwar nicht, aber wenn Du auf meinen guten Rat hören willst, dann gibst Du diesen Vaterlandsverräter den Saal nicht.“

„Vaterlandsverräter? Aber Karle, das glaubst Du doch selber nicht!“

„Was ich privatim von den Sozialdemokraten denke, das gehört nicht hierher, amtlich aber sind sie für mich Vaterlandsverräter samt und sonders.“

„Wenn ich pünktlich meine Steuern zahle, meine Gewerbesteuer, meine Gemeindesteuer, meine Staatseinkommensteuer, meine Kirchensteuer und sogar meine Hundsteuer, so kann mir niemand etwas anhaben!“

Das ging nun so eine Weile hin und her, und weil er ein Dickkopf war, gab Kabulle trotzdem den Sozialdemokraten den Saal.

Indessen, weil sein Freund, der Kommissarius, jeden Tag gelaufen kam, halbamtlich und vertraulich ihm die Hölle heiß machte, und ihm die Wut des Polizeirates schilderte, so kringte der Birt es schließlich mit der Angst zu tun und ging zum Schlossermeister Benedek hin, der von ihm im Namen der Partei den Saal gemietet hatte.

„Lieber Benedek, es tut mir herzlich leid, ich kann Euch aber den Saal nicht hergeben, denn diese . . .“

Das übrige, was er sagte, wollen wir lieber verschweigen, weil es nicht in unserer Absicht liegt, den Mann hier öffentlich zu denunzieren wegen Beamteneleidigung, denn eine Beamteneleidigung, und zwar eine fastige, war es, die er in seinem Unmut herausgeschleuderte.

Jedoch Benedek, als ein Genosse von unbeugsamer Gesinnung, erwiderte: „Fällt uns nicht im Traume ein! Wir haben den Saal schriftlich gemietet, wir haben eine Konventionalstrafe von 500 M. vereinbart, wir tagen, und damit basta!“

Na, da blieb halt Kabulle nichts anderes übrig, als die Vaterlandsverräter tagen zu lassen in seinem Saale.

Seit der Zeit setzte ihm der Polizeirat arg zu, hekte die Schutleute des Reviers auf ihn, ahndete jeden geringsten Vorstoß gegen die hohen obrigkeitlichen Verordnungen, verkürzte ihm, wenn es nur mit einem Schein von Recht anging, die Zahl der öffentlichen Tanzvergünstigungen und piejakte ihn durch allerhand Schikanen dermaßen, daß Kabulle sich vornahm, ihn zu versöhnen, es koste, was es wolle.

Er fragte seinen Freund, den Kommissarius, wie das wohl am besten anzustellen wäre. Dem war die ganze Sache wohl sehr peinlich, und durch allerlei Ausflüchte suchte er sich um die Antwort herumzudrücken. Schließlich aber, weil ihn der arme Kabulle in seiner Not dauerte, meinte er:

„Um . . . ja, das ist eine heikle Geschichte, ich . . . Na, hör mal zu. Der Polizeirat trinkt gern ein gutes Glas Wein. Wenn Du also bei passender Gelegenheit und ohne daß es etwa wie eine Art Bestechung aussieht, und vor allem ohne daß die anderen Leute was davon erfahren . . . Du verstehst mich doch, Kabulle? Na, ich will nichts gesagt haben . . . mach, wie Du denkst . . .“

„Also der trinkt gern Wein!“ dachte Kabulle; und wie nun Neujahr herankam, nahm er einen großen, großen Korb, packte zehn Flaschen Beauve Cliquot hinein, zehn Flaschen „Vernacastler Doktor“, zehn Flaschen Rudesheimer, zehn Flaschen Bordeaux, fünf Flaschen Kognat und fünf Flaschen Rum. Damit schickte er den Haushälter in die Wohnung des Herrn Polizeirates und ließ sagen: „Eine schöne Empfehlung von Herrn Kabulle, und hier schickt er den besten Wein.“

Einige Monate vergingen, da sprach eines Sonntags nachmittags der Herr Polizeirat als Gast in Kabulles Etablissement vor, und mit freundlichem Tadel und mit scherzhaft drohendem Finger meinte er: „Hören Sie, mein Lieber. Sie haben mir da eine Menge Wein auf den Hals geschickt! Ich wüßte nicht, daß ich eine Bestellung bei Ihnen gemacht habe.“

Kabulle machte einen trummen Rücken und rieb, verlegen

lächelnd, die Handflächen aneinander: „Wenn der Herr Polizeirat mir vielleicht die Ehre antun wollten, den Wein so zu nehmen, zur Stärkung Ihrer Gesundheit . . .?“

Jetzt runzelte sich die Stirn des Polizeirates: „Was fällt Ihnen ein? Ja, was glauben Sie denn von mir? Entweder Sie lassen den Wein sofort abholen, oder Sie sagen mir, was ich Ihnen schuldig bin.“

„Aber Herr Polizeirat, Sie werden doch nicht . . .?“

„Los, los, mein Lieber; was bin ich Ihnen schuldig?“

„Nun, wenn Herr Polizeirat durchaus etwas bezahlen wollen . . . nu, da sagen wir halt . . . sagen wir rund drei Mark.“

„Wa—a—as?“

„Ja . . . nämlich ich hab ihn selber geschenkt bekommen zu Weihnachten von meinem Weinhändler . . . Wenn aber der Herr Polizeirat durchaus bezahlen wollen . . .“

„Wirklich geschenkt bekommen?“

„Wirklich, Herr Polizeirat!“

„Um . . . nun, das ist etwas anderes . . . dann allerdings . . . dann will ich einmal ausnahmsweise . . .“ Und indem er das Portemonnaie, das er bereits in der Hand hatte, um die drei Mark zu bezahlen, wieder in die Hosentasche steckte, verabschiedete sich wohlwollend der Polizeirat mit einem gnädigen Nicken des Kopfes

## farmans Drachenflieger.

Am 18. d. M. hat Farman, über dessen Löhne Flugversuche wir bereits an dieser Stelle (vergl. Unterhaltungsblatt 1907 Nr. 248) berichtet, den von den französischen Sportsleuten Deutsch und Archdeacon gestifteten Preis von 50 000 Franc gewonnen. Um diesen Preis zu gewinnen, mußte er einen geschlossenen Kreis von 1000 Meter Länge zurücklegen, ohne in der Zwischenzeit den Boden zu berühren. Dies gelang ihm auch in einer Minute und 28 Sekunden, so daß er eine Geschwindigkeit von 11—12 Meter in der Sekunde erzielte. Mit diesem Flug hat er den Beweis erbracht, daß auch Luftschiffe, die schwerer als Luft sind, vollkommen lenkbar gemacht werden können. Besonders bemerkenswert ist der Umstand, daß bei seinem Aufstieg fast völlige Windstille herrschte und er buchstäblich von seinem Motor in die Lüfte getragen wurde. Der Flug wurde in einer Höhe von zirka zwölf Meter über dem Erdboden durchgeführt. Sowohl auf der Einfahrt als auch auf der Rückfahrt mußte der Flugapparat durch zwei 50 Meter von einander entfernte Pfähle durchfliegen, ein Manöver, das anstandslos durchgeführt wurde. Farmans Apparat besteht aus zwei lastenartigen Zellen. Die größere Vorderzelle besteht aus zwei übereinander gestellten Stoffflächen, die zwölf Meter lang, zwei Meter breit und zwei Meter von einander entfernt sind. Die hintere Zelle ist nur sechs Meter lang und ist mit der Vorderzelle durch einen Querbalken verbunden. Diese Hinterzelle enthält das Vertikalsteuer, während in der Vorderzelle der 50pferdige leichte Motor, der Führersitz sowie das Tiefsteuer untergebracht sind. Der ganze Apparat ruht auf einem vierradrigen Gestell, das beim Aufstieg und beim Landen eine große Rolle spielt. Auf diesen Rädern rollt mit wagrecht gestellten Flächen der „Aeroplan“, durch den Motor getrieben, beim Anlauf eine Strecke auf der Erde mit großer Geschwindigkeit. Werden dann die Flächen schräg gestellt, so drückt die Luft den Apparat förmlich in die Höhe: er steigt wie ein Vogel in die Lüfte. — Natürlich ist mit diesem Flugapparat noch die Frage des Fliegens nicht völlig gelöst, wenn auch Farman hofft, in kurzer Zeit 100 Kilometer in der Stunde in den Lüften zurücklegen zu können. Der Drachenflieger ist vor allem in weit höherem Maße als das lenkbare Luftschiff, das leichter als Luft ist, zum Beispiel als der Zeppelinische Ballon, von der Persönlichkeit des Führers, von seiner Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit abhängig. Eine falsche Stellung einer Fläche und der Fahrer stürzt ab und büßt seinen Wagemut mit dem Leben. Man kann daher diesen Erfolg viel eher einen Erfolg Farmans als den des Drachenfliegers nennen. Andererseits ist aber durch diesen erfolgreichen Versuch auch bewiesen, daß das Prinzip des sogenannten „Abialbrer“, nur mit Hilfe von Flächen und einem durch Motor getriebenen Propeller sich in die Lüfte zu erheben, richtig und durchführbar ist. Welches System das beste bleiben wird, kann jetzt noch nicht entschieden werden. Vorläufig haben die lenkbaren Luftschiffe gegenüber den Fliegern einen großen Vorsprung. Aber von erfahrenen Luftschiffern, wie dem bekannten Santos-Dumont, wird den Fliegern die größere Zukunft prophezeit. Vorläufig kann aber diesen Flugapparaten eine praktische Bedeutung nicht zugesprochen werden. Farman, der glückliche Sieger, schickt sich übrigens jetzt an, auch in England ausgesetzte Preise zu gewinnen. Das nächste Ziel, das er sich gesetzt hat, ist eine englische Meile (das sind 1600 Meter) zu durchfahren ohne zu landen, ein Ziel, das er nach seinen bisherigen Erfolgen auch erreichen dürfte. Sth.

## Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Ueber den Kollektivismus bei den Vienen hat der Professor Gaston Bonnier in Paris interessante Untersuchungen angestellt, über die er kürzlich in einem Vortrag berichtete. Bonnier

war von einer Bekannten, aber noch unerklärten Tatsache ausgegangen. Bei den Bienen zeigt sich eine merkwürdige, nicht nur auf den einzelnen Stod, sondern auf die Gesamtheit der Stöcke in einem Gebiet, dessen Durchmesser bis zu 3 Kilometer gehen kann, Kombination der Kräfte, wonach in möglichst kurzer Zeit die beste zur Honigproduktion bestimmte Zuckersubstanz gewonnen werden kann. „Wie kommt es nun, daß sich nicht alle Bienen zugleich auf die honigreichsten und zunächst liegenden Pflanzen stürzen? Wie kommt es, daß die Zahl der Sammlerinnen bei dieser allgemeinen Teilung der Arbeit in richtigem Verhältnis verteilt wird?“ Es scheinen zunächst zwei Antworten möglich: Die individuelle Lösung greift zur Vermutung, daß jede einzelne Biene die schon besetzten guten Plätze vermeide und noch unbelegte suche. Die kollektivistische kommt zum Schluß, daß eine vorhergehende Beratung oder ein an die Gemeinschaft gerichteter Befehl die Bienen regionenweise verteilte, wie man Bergarbeiter im Bergwerk verteilt. Am zwischen diesen beiden Hypothesen zu entscheiden, unternahm Vonnier ein Experiment. Im Sommer, in der Zeit, wo die Ernte wenig ergiebig ist, stellte er an einem schönen Nachmittag in einer Gartenecke, wo sich keine anderen Blüten befanden, zehn blühende Zweige eines sehr zuderhaltigen Strauchens in mit Wasser gefüllten Gefäßen auf. Am ersten Tage ließ sich keine Biene sehen. Am nächsten Morgen hatte sie eine „Zuckerin“ entdeckt. Vonnier zeichnete sie mit einem farbigen Pulver: „Sie kam einige Minuten später wieder, diesmal als Sammlerin und nachdem sie aus zwei oder drei Blüten den Nektar gepumpt hatte, kam sie begleitet von einer zweiten Biene wieder, die gleichfalls ihre Marke bekam. Nach etwa 20 Minuten befanden sich fünf Bienen auf den Blütenzweigen und es kamen keine anderen mehr. Diese sämtlich gemarkten Bienen flogen zwischen den Blüten und dem Stod hin und her. Es waren immer die gleichen. Vier sammelten den Nektar und die fünfte — immer dieselbe — den Pollen. Am zweiten Morgen fand ich dieselben Bienen an der Arbeit.“ Natürlich wurden die Blüten auch von anderen Bienen, die demselben Stod oder auch anderen Kolonien angehörten, entdeckt. Aber diese neuen Ankömmlinge flatterten um die besetzten Zweige eine Weile herum, begaben sich dann nach ihrem Stod, kehrten zurück, um einen letzten Blick auf die Zweige zu werfen und verschwanden dann endgültig. Es scheint also, daß sie nicht freiwillig auf eine Konkurrenz verzichteten, sondern zunächst irgend einer Autorität oder Gemeinschaft Bericht erstattet hatten.

Vonnier berichtet über ein weiteres Beispiel „kollektiver Entscheidung“. Er brachte innerhalb eines Bienenstods Wachsflecken an, die mit einander durch einen Bindfaden verbunden waren. Die Bienen klebten erst die Stücke zusammen und gingen dann daran, den Faden wegzubringen. Sie zerstückelten ihn und fünf oder sechs „Reinigerinnen“ zogen ein Bruchstück vor das Tor des Stods. Dann stellten sie sich in ungefähre gleicher Entfernung voneinander auf, nahmen den Zwirn zwischen die Kiefer und flogen, ohne daß man einen Befehlshaber wahrnehmen konnte, gleichzeitig weg. Einige Meter vom Bienenstod ließen sie den Faden zugleich los und kehrten dann in ihre Behausung zurück, um sich mit einem anderen Bruchstück zu beschäftigen.

Das merkwürdigste Experiment aber war das folgende: Vonnier brachte an einem abseits gelegenen Orte einige Zuderstücke an. Die Bienen entdeckten sie, erkannten, daß sie es mit einem Nahrungsstoff zu tun hatten, brachten es aber nicht fertig, die Körnchen abzubringen. Sie kehrten zum Stod zurück, kamen wieder (Vonnier hatte sie gemarkt) und flogen von neuem weg. Endlich, nach etwa einer oder zwei Stunden, sah Vonnier die gefärbten Bienen zurückkommen, gefolgt von anderen Sammlerinnen, die die Schwemme paffert hatten. Diese Sammlerinnen gossen auf den Zuder das Wasser, womit sie ihren Kropf gefüllt hatten, und dieses Wasser bildete bei der Verührung mit dem Wasser einen Sirup. Als der Sirup genügend gequillert war, saugten ihn die Bienen mit dem Rüssel ein und brachten ihn zum Stod. Von diesem Augenblick an wurde ein dreifacher Zug der Sammlerinnen organisiert: 1. vom Stod zur Schwemme, 2. von der Schwemme zum Zuder, 3. vom Zuder zum Bienenstod.

Diese Beobachtungen beweisen, daß ein kollektives, nicht ein individuelles Gesetz des Handelns vorliegt. Da nichts für die Leitung durch eine einzige übergeordnete Intelligenz spricht, muß man annehmen, daß die Entscheidungen nach einer Art von Beratung getroffen werden, über deren Form sich allerdings gegenwärtig noch gar nichts sagen läßt. Vonnier vergleicht schließlich den Bienenstod einem mit einem langsam arbeitenden Gehirn behafteten lebenden Wesen, dessen Elemente — die Bienen — unablässig erneuert.

Das ist freilich schon mehr phantasierende „organische Staats-therie“, als beobachtende Naturwissenschaft.

### Physikalisches.

Der Atomzerfall als neue Energiequelle. Mit der Frage der Verwertbarkeit der in der radioaktiven Substanz vorhandenen ungeheuren Energiemengen beschäftigte sich im Bezirksverein deutscher Ingenieure zu München kürzlich der Prof. H. Ebert. Einem Bericht der „Köln. Ztg.“ darüber entnehmen wir: Bisher hat der merkwürdigste aller Stoffe, das Radium, bloß

in der Wissenschaft Umwälzungen hervorgerufen, während einer Verwendung zu technischen Zwecken schon der ungeheure Preis entgegenzuleben schien. Aber auch Lantol, Osmium und andere zur Glühlampenfabrikation benutzte Elemente sind vor wenigen Jahrzehnten eben solche Karitäten gewesen wie heute noch das Radium. Dieses letztere ist in Wahrheit gar nicht einmal selten, sondern gehört als in geringer Menge in den allermeisten Gesteinen, wie z. B. dem Kalk des Wettersteingebirges auffindbar, zu den allerverbreitetsten Elementen unseres Planeten. Der gesamte Radiumvorrat der Erde, von dem man behauptet, daß er neben der Sonnenstrahlung die Wärmeabgabe in den Weltraum ausgleicht, wird auf 27 Milliarden Tonnen geschätzt. Nachdem die österreichische Regierung mit der industriellen Ausbeutung der Beschleude auf Radium auch den privaten Unternehmungsgeist angepörrt hat, scheint der Preis für ein Gramm von 340 000 M. auf etwa 8500 M. herabgehen zu wollen. Auch das wäre natürlich für technische Zwecke noch viel zu teuer. Dazu kommt, daß der energiehende Zerfall des Radiums, dem man eine Lebensdauer von 1300 Jahren zuschreiben zu können glaubt, verhältnismäßig langsam erfolgt. Weit schneller verfällt die gasartige Emanation, die sich aus den in Wasser gelösten Radiumsalzen entwickelt. Die Menge dieses unsichtbaren, leicht beweglichen Gases war bei allen bisherigen Versuchen derart gering, daß sein Vorhandensein bloß durch die Fähigkeit, jeden Körper, auf den es fällt, vorübergehend radioaktiv zu machen, sowie besonders durch seine ionisierende Wirkung auf die umgebende Luft festgestellt werden konnte. Nun enthalten nicht bloß die meisten Heilquellen Radium-Emanation, sondern diese quillt unaufhörlich aus allen Poren der Erde. Berechnet doch der Amerikaner Rutherford, daß sich 2400 Tonnen reinen Radiums als Emanation in unserer Atmosphäre befinden. Wie nun, wenn es gelänge, die Radium-Emanation der Atmosphäre zu entziehen und unseren menschlichen Zwecken dienstbar zu machen? Professor Ebert wurde vor einigen Jahren von einem seiner Assistenten darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn man flüssige Luft verdampfen läßt, die anfänglich geringe Ionisierung der umgebenden freien Luft sich bis zum letzten Tropfen beständig steigert. Ebert dachte dabei zunächst nicht an Emanation, sondern irrigerweise an die von Ramsay entdeckten Edelgase Argon, Neon usw. Aber als er sich von der Linde-Gesellschaft möglichst alle Rückstände flüssiger Luft erbat, zeigte sich bei diesen eine noch viel stärkere Ionisierung. Es war damit der Beweis erbracht, daß der Emanationsgehalt der Luft angereichert werden kann. Dazu kommt, daß man die Emanation bei — 150 bis 190 Grad Celsius derart zu kondensieren vermag, als ob sie eingefroren wäre. Das wichtigste ist jetzt, für die erwähnte Anreicherung einen ähnlichen Dauerprozeß in Szene zu setzen, wie ihn Linde für die Luftverflüssigung erfunden hat. Ob es jemals gelingen wird, auf diesem Wege größere Mengen reiner Emanation zu erzielen, steht einstweilen noch dahin. Daß aber das Ziel des Schweißes der Edelstein wert ist, möge aus der einzigen Tatsache erhellen, daß drei Kilogramm Radium-Emanation ausreichen würden, um den Riesen dampfer „Lufitania“ mit seinen 68 000 Pferdekraften von Europa nach Amerika zu treiben, während man jetzt dazu 4 806 000 Kilogramm Steinkohlen benötigt, die zehn der längsten Eisenbahnzüge füllen. Man hat ähnlich wie das 19. Jahrhundert das Zeitalter des Dampfes, so das 20. dasjenige der Elektrizität genannt. Aber vielleicht wird man dereinst von einem Jahrhundert des die Nützlichkeit der Elektrizität noch in den Schatten stellenden Atomzerfalls sprechen. Denn mit dieser bis vor wenigen Jahren völlig unbekanntem Erscheinung hat sich uns eine neue Energieform erschlossen, die an Mächtigkeit alle anderen weit übertrifft. Zweifellos ist mit den älteren Energieformen, also mit Wärme, mechanischer, chemischer, strahlender und elektrischer Energie, die alle ineinander umgewandelt werden können, auch die neu entdeckte Energieform des Atomzerfalls wissenschaftlich und muß mit ihnen etwas Gemeinsames haben. Aber ein Unterschied besteht insofern, als wir seit einigen Jahren zwar den Zerfall der bis dahin für unteilbar gehaltenen Atome, nicht aber ihren Aufbau kennen. Wir beobachten, wie sich bei den 23 bisher als radioaktiv bekannten Substanzen die Energie des Atomzerfalls in Wärme und bei der Beschleudeung kleinster Teilchen in Bewegung umsetzt, besitzen aber kein Mittel und sehen einstweilen keine Möglichkeit, den umgekehrten Weg einzuschlagen. Obwohl die Atome der chemischen Elemente, die man sich früher als unteilbare kleine Körperchen vorstellte, jetzt als in sehr verwickelten Systemen aus noch kleineren Bausteinen zusammengesetzt gelten, scheint es sich bei ihrem Aufbau und Zerfall doch keineswegs um etwas den bekannten chemischen Prozessen Entsprechendes zu handeln. Wir stehen dabei vor einem Grenzgebiet zwischen Chemie und Physik, zwischen Materie und Energie. So schlecht begründet ein Ausblick auf die technische Verwertung der neuen Energieform heute noch manchem erscheinen mag, so bietet doch die Elektrizität insofern ein Gegenstück, als es noch gar nicht viele Jahrzehnte her sind, daß hochgelehrte Professoren die damals bekannten elektrischen Erscheinungen für artige Spielereien erklärten, die niemals eine praktische Anwendung finden würden.